

(Nachdruck verboten.)

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Mergö.

837

Pelle ging gleich zu Ellen in die Küche hinüber und nahm sie mit sich. Hand in Hand gingen sie umher und sahen die zuletzt angekommenen Geschenke an. Da war eine Tischlampe, eine Kuchenschüssel aus Neusilber und einige emaillierte Küchengerätschaften. Jrgend jemand hatte ein kleines Wickelkind aus Porzellan geschenkt, aber vergessen, sich zu nennen.

Ellen zog ihn in den Flur hinaus, um ihn zu umarmen, aber da stand Morten und legte ab. Dann flüchteten sie in die Küche hinüber, aber da regierte ja die Kochfrau; in der Schlafstube fanden sie endlich einen ungestörten Fleck! Ellen schlang die Arme um Belles Hals und sah ihn stumm an, ganz versunken in Glück und Sehnen. Und Pelle preßte den lieben, schlanken, jungfräulichen Körper an sich und sah ihr tief in die Augen, die dunkel und schattenvoll waren wie Samt und sein Licht in sich einsogen. Sein Herz schwoll in ihm, er fühlte sich unsagbar glücklich, reicher als irgend jemand auf der Welt durch den Schatz, den er in seinen Armen hielt. Im stillen gelobte er sich, sie zu schützen und zu hegen und keinen anderen Gedanken zu haben, als sie glücklich zu machen.

Aus den Stuben heraus scholl ungeduldiges Trampeln. „Das junge Paar, das junge Paar!“ wurde gerufen. Sie eilten hinein, jedes durch eine Tür. Man stand am Tisch aufgestellt und wartete auf sie, um Platz zu nehmen. „Na, das ist nicht schwer, zu sehen, was Ihr da vorgehabt habt,“ sagte Stolpe neckend. „Man braucht ja nur die Guckaugen des Mädels anzusehen, solch ein paar glühende Kohlen.“

Otto Stolpe, der Schieferbedeckter, war Mundschenk und eröffnete die Mahlzeit, indem er Brantwein anbot. „Einen kleinen Schnaps,“ sagte er zu jedem, „wir müssen doch mal sehen, ob die Rinne 'n Abfluß hat, sonst verstopft sich die Sache so leicht.“

„Na, schafft Ihr was, Leute?“ fragte Stolpe oben vom Tischende her, wo er saß und Braten absäbelte. „Man immer drauflos mit den Bauklößen.“

Er hatte das junge Paar zur Rechten und den neugebackenen Gesellen Frederik zur Linken. Vor ihm auf dem Tisch stand ein neuer Nachtopf mit einem weißen Holzdeckel darüber; die Gäste sahen danach und lachten einander zu.

„Was guckt Ihr?“ fragte er ernsthaft. „Sagt Ihr was nötig, dann raus mit der Nase.“

„Ach, das ist die Terrine da!“ antwortete sein Bruder Zimmermann, ohne eine Miene zu verziehen. „Meine Frau möchte sie gern mal 'nen Augenblick leihen, sagt sie.“

Seine Frau fuhr entsetzt auf und schlug ihn auf den Rücken.

„Ungetüm,“ sagte sie und lachte halb beschämt. „Zimmer müssen einen die Männer zum Narren haben.“

Dann hieb man wieder ein und ließ für eine Weile das Essen den Mund stopfen. Von Zeit zu Zeit wurde eine drollige Bemerkung gemacht. „Hier sitzt man übrigens und tut sich gut, während andere sich abmühen müssen,“ sagte der Pardaunzspringer, Ottos Arbeitskamerad. Das sollte heißen, daß er keinen Braten mehr hatte. „Lang' ihm doch das Zahnfleisch mal hin, Mutter,“ sagte Stolpe. Als der Hunger gestillt war, ging es so recht los mit den Wizen. Mortens Geschenk war ein großer Bienenkorb. Es war ein wahres Kunstwerk; er hatte ihn in Pyramidenform gemacht. Auf der Spitze stand ein junges Paar aus Zucker und hielt einander umschlungen, dahinter, auf einem Ladbilde, ging die Sonne auf, und auf den Stufen der Pyramide krabbelten verschiedene Gestalten in die Höhe und streckten die Arme nach dem Gipfel aus. Zu dem Kuchen wurde Wein eingeschenkt, und Morten hielt eine kleine Rede an Pelle, die handelte von Treue gegen den neuen Kameraden, den er sich gewählt hatte. Scheinbar galt die Rede nur Ellen, aber Pelle verstand, daß seine Worte viel weiter ausgelegt werden sollten, sie hatten immer einen doppelten Boden.

„Sag Dank, Morten,“ sagte er bewegt und stieß mit ihm an.

Dann hielt Stolpe eine Ermahnungsrede an die Neuvermählten. Die war voll der köstlichsten Einfälle und wurde mit Jubel aufgenommen.

„Ja, seh mal einer, so kann Vater reden,“ sagte Frau Stolpe. „Wenn es nicht drauf ankommt, dann kann er.“

„Was sagst Du da, Mutter?“ rief Stolpe erstaunt aus. Er war nicht an Kritik von der Seite her gewöhnt. „Hört doch bloß mal, nun fängt schon die eigene Frau an, einem das Gerüste unterm Leib wegzureißen.“

„Ja, das sag ich!“ entgegnete sie und sah ihn kühn an. Ihr Gesicht war ganz heiß von dem Wein geworden. „Stehst wohl einer so im Vordergrund wie Vater? Er war der erste, und der eifrigste ist er immer gewesen, er hat ein gut Stück Arbeit getan, mehr als die meisten. Er hätt' heut gut einer von den Führern sein können und den Ton angeben, wenn nicht das verdammte Schlucksen wäre. Klug ist er, und seine Kameraden haben auch Respekt vor ihm, aber was kann das alles nützen, wenn man schluckst? Jedesmal, wenn er auf einer Rednertribüne stand, befiel ihn das Schlucksen.“

„Das wird doch wohl nicht vom Brantwein kommen?“ fragte der kleine dicke Pardaunzspringer, Albert Olsen.

„Ach nee, Vater hat nie Flaschenagitation betrieben,“ antwortete Frau Stolpe.

„Das war 'ne schöne Rede, die Mutter mir da hielt,“ sagte Stolpe lachend, „und sie hat nicht geschluckt. 's is erstaunlich, daß es Menschen gibt, die nicht schlucksen können! — Aber dann ist ja nun die Reihe an Dir, Frederik. Du bist Du Geselle geworden und sollst selbst die Verantwortung übernehmen, daß das Ding in Lot und Winkel kommt. Wir haben ja auf dem Gerüst zusammengearbeitet und kennen uns ziemlich gut. Manchmal bist Du ein Clown gewesen und manchmal ein Schafskopf, und an einer Ohrfeige von Deinem Alten hat's auch nicht gefehlt. Das war hauptsächlich in Deinen Rummeljahren. Wenn Du bloß wolltest, dann wäre nichts an Dir auszuweisen! Das will ich doch zu Deinem Lob sagen, Du kannst Deine Sache, Du brauchst Dich vor keinem zu schämen. Zeig' was Du kannst, mein Junge! Halt Deine Schicht ein, so daß die Kameraden Dich nicht ins Schlepptau zu nehmen brauchen, und drück' Dich nicht, wenn die Reihe an Dir ist!“

„Betrüg' auch den Biermann nicht um seine Flaschen!“ warf Albert Olsen dazwischen. Otto pufte ihn in die Seite.

„Nein, auch das nicht,“ sagte Stolpe und lachte. „Dann ist da noch zweierlei,“ fügte er ernsthaft hinzu. „Süt' Dich davor, daß die Mädels in der Arbeitszeit nicht unten am Gerüst herumlaufen, das sieht nicht gut aus, und halt stets die Kameradschaft hoch! Es gibt nichts Erbärmlicheres als das Wort Streifbrecher!“

„Hört, hört!“ rief man um den Tisch herum. „Der Sieb sitzt!“

Frederik saß da und lauschte mit einem verlegenen Lächeln. Er hatte einen neuen weißen Maureranzug an, und auf seinem runden Kinn sahen ein paar dunkle Flaumhaare, die er jeden Augenblick befingerte. Er wartete gespannt darauf, daß der Alte fertig werden sollte, damit er Brüderschaft mit ihm trinken konnte.

„Und nun, mein Junge,“ sagte Stolpe und nahm den Deckel von dem Topf, „nun bist Du in die Junst der Gesellen aufgenommen und sollst willkommen sein! Prost, mein Junge!“ Mit einem kleinen listigen Augenblinzern setzte er den Topf an den Mund und trank.

„Prost, Vater!“ antwortete Frederik mit leuchtenden Augen, als ihm der Vater das Trinkhorn reichte. Es ging weiter um den Tisch herum. Die Frauen freischten, ehe sie tranken. Es war voll von Bayerischem Bier, und in der braunen Flüssigkeit schwammen bayerische Würstel, und während das Trinkhorn seine lustige Runde um den Tisch machte, stimmte Stolpe das Maurerlied an, die anderen sangen den Rehrreim mit:

Daß der Mann dort in weißer Müt' und Bluse  
Ein Maurer ist, das weiß jeder Schuft.  
Gebt ihm Stein und Kalk, und die schönsten Häuser,  
Die baut er Euch auf in der bloßen Luft!

Auf der Straße stehen Leute in dichter Schaar:

Ah, ah! Na, na!

Es schwankt das Gerüst, doch es fällt wohl nicht gar?

Der Maurer balanciert nicht gut auf der Straße  
Und trudelt in jeden Keller hinein;  
Seine Heimat, die ist hoch in den Wolken,  
Wo ihn umschweben die Vögellein.  
Da arbeitet er in Seelenruh:

Ah, ah! Na, na!

Es schwankt das Gerüst, doch nur zu, nur zu!

Der Mauerstrich, der weiß nichts von Schwindel,  
Von selbst läßt er beim Bauen nicht nach.  
Häuft Stein auf Stein bis in den Himmel,  
Doch da kommt der Gesetz und sagt: Gemach!  
Ihr seid wohl nicht klug, da wohnt doch der Herrgott!

Ah, ah! Na, na!

Der hat's Servitut — der duldt keinen Spott!

Er sich versteht, ist die Woche herum,  
Er mißt alles aus und rechnet dann ab.  
Den Wochenlohn in der Hosentasch',  
Klettert mordsvorsichtig er nun hinab.  
Na, was für Silber er bei sich trägt!

Ah, ah! Na, na!

Das Gerüst bleibt stehen, wenn's sich auch bewegt.

Der kleine dicke Schieferdecker saß da, die beiden Arme auf dem Tisch, und starrte mit verschleierte Augen gerade vor sich hin. Als das Lied beendet war, erhob er den Kopf ein wenig: „Ja, das mag alles ganz richtig sein, so was das anbetrifft. Aber der Schieferdecker, der klettert doch noch höher als der Maurer.“ Er war blaurot im Gesicht.

„Aue, Kamerad, laß gut sein,“ sagte Stolpe gemüthlich. „Es kommt ja heut' abend nicht darauf an, wer am höchsten klettert, sondern bloß, daß wir uns amüsieren.“

„Ja, das mag sein,“ erwiderte Albert Olsen und ließ den Kopf wieder sinken. „Aber der Schieferdecker, der klettert doch am höchsten.“ Und dann saß er da und murmelte vor sich hin.

„Laß ihn nur in Ruhe,“ flüsterte Otto, „sonst kriegt er seine Verfertertut. — Sei doch nicht so mürrisch, alter Bursch,“ sagte er und legte den Arm auf Olsens Schulter. „Kein Mensch kann es ja mit Dir aufnehmen in der Kunst, herunterzufallen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chadschi-Murat.

14) Von Leo Tolstoi.

„Warum warst Du anderen Sinnes geworden?“ fragte Loris-Melikow. „Haben Dir die Russen nicht gefallen?“

Chadschi-Murat schwieg ein Weilchen.

„Nein, sie haben mir nicht gefallen,“ sagte er dann mit fester Stimme und schloß dabei die Augen. „Und es lag noch ein besonderer Grund vor, warum ich geneigt war, das Chajawat anzunehmen.“

„Was für ein Grund war das?“

„In der Nähe unseres Dorfes Zelmes war ich eines Tages, als ich mit den Chanen zusammen ausritt, auf drei Muriden gestoßen. Zwei von ihnen entflohen, und den dritten tötete ich durch einen Pistolenschuß. Als ich zu ihm hintrat, um ihm die Waffen abzunehmen, sah ich, daß er noch lebte. Er blickte mich an und sprach: „Du hast mich getötet, mir ist wohl. Du bist ein Muselman, bist jung und stark, nimm das Chajawat an. Gott beschützt es.“

„Und da nimmst Du es an.“

„Noch nicht, doch begann ich nachzudenken,“ sagte Chadschi-Murat und fuhr dann in seiner Erzählung fort: „Als Hamsat gegen Chunsach angerückt kam, sandten wir alte Männer zu ihm und ließen ihm sagen, wir seien bereit, das Chajawat anzunehmen. Er solle uns nur einen gelehrten Mann senden, der uns darüber aufklären könne, wie man es zu halten habe. Hamsat ließ den Alten die Schnurrbärte abrasierten und Löcher in die Nase bohren, hing ihnen Brezeln hinein und schickte sie so heim. Die Alten sagten, Hamsat sei bereit, uns einen Scheich zu schicken, der uns über das Chajawat belehren würde, doch stellte er die Bedingung, daß die Mutter der Chane ihm ihren jüngsten Sohn als Geißel schicken solle. Die Mutter der Chane schenkte Hamsat Glauben und entsandte Bulatsch-Chan zu ihm. Hamsat nahm Bulatsch-Chan wohl auf und schickte zu uns, auch die älteren Brüder sollten zu ihm kommen. Er ließ sagen, er wolle den jungen Chanen ebenso dienen, wie sein Vater ihrem Vater gedient habe. Die Mutter der Chane war ein schwaches Weib, dumm und vorlaut, wie alle Weiber, wenn sie nach ihrem eigenen Willen leben. Sie fürchtete sich, beide Söhne auf einmal zu schicken, und entsandte zuerst nur

Umma-Chan allein hin. Ich machte mich mit ihm auf den Weg. Eine Weile weit kamen die Muriden uns entgegen, sangen und schossen und tummelten ihre Rosse um uns herum. Als wir zu Hamsat kamen, trat er aus seinem Zelte und hielt Umma-Chan den Steigbügel, womit er ihn als Chan anerkannte. Ich habe Eurem Hause nichts Böses angetan,“ sprach er, „und will ihm auch nichts Böses antun. Verschonet nur mein Leben und hindert mich nicht, die Menschen für das Chajawat anzulernen. Ich werde Euch mit allen meinen Männern dienen, wie mein Vater Eurem Vater gedient hat. Gewährt mir Zutritt zu Eurem Hause. Ich werde Euch mit meinem Rat zur Seite stehen, Ihr aber könnt schalten und walten, wie Ihr wollt.“

„Umma-Chan war unbeholfen in Worten, er wußte nicht, was er sagen sollte, und schwieg. Da sagte ich, wenn sich die Dinge so verhielten, dann solle Hamsat nach Chunsach kommen, die Mutter der Chane und der älteste Chan würden ihn mit Ehren empfangen. Sie ließen mich jedoch nicht ausreden — und hier war es, daß ich zum ersten Male mit Schamyl zusammenstieß. Er stand neben dem Imam und sagte zu mir: „Nicht Du bist gefragt, sondern der Chan.“ Ich schwieg darauf, und Hamsat führte Umma in sein Zelt. Dann rief Hamsat auch mich hinein und hieß mich mit seinen Abgesandten nach Chunsach zurückkehren. Ich tat, wie er mich hieß. Die Abgesandten Hamsats suchten die Mutter der Chane zu bereben, sie solle auch den ältesten Chan zu Hamsat entsenden. Ich sah, daß Verrat im Spiel war, und riet der Mutter der Chane, den Sohn nicht hinzuschicken. Aber in solch einem Weiberkopfe sitzt genau so viel Verstand, wie Haare auf einem Ei. Die Mutter der Chane glaubte Hamsats Leuten und befahl dem Sohne hinzugehen. Als Abunungal sich weigerte, sagte sie: „Ich sehe, Du hast Angst.“ Gleich der Biene wußte sie, nach welcher Stelle sie den Stachel zu richten habe. Abunungal-Chan entbrannte vor Unwillen, sprach kein Wort mehr mit ihr und ließ sein Ross satteln. Ich ritt mit ihm hin. Hamsat empfing uns noch freundlicher als den jüngeren Bruder Umma-Chan. Er kam uns selbst auf zwei Büchsenhüfse den Berg hinab entgegen, und hinter ihm her kamen seine Veritlenen, sangen und schossen und tummelten sich ihre Rosse. Als wir im Lager ankamen, führte Hamsat den Chan in sein Zelt, während ich draußen bei den Pferden blieb.“

Ich sah unten am Berge, als ich in Hamsats Zelte Gewehr-schüsse vernahm. Ich lief auf das Zelt zu. Umma-Chan lag auf dem Rücken in einer großen Mutlache, während Abunungal mit den Muriden kämpfte. Ein Säbelhieb hatte ihm die Wade vom Gesicht getrennt, daß sie blutend herunterhing. Er suchte sie mit der einen Hand festzuhalten, während die andere mit dem Dolch nach jedem Stach, der ihm nahekam. Ich sah, wie er einen Bruder Hamsats niederstach, und wie er den Dolch schon nach seinem zweiten Bruder zückte — als die Muriden bößlich auf ihn zu schießen begannen, und ihn zu Falle brachten.“

Chadschi-Murat hielt inne, sein wettergebräuntes Gesicht war ganz rot vor Erregung, und seine Augen waren von Blut unterlaufen.

„Ich ward von Furcht ergriffen und entflo,“ sagte er.

„Ei sieh doch,“ sprach Loris-Melikow, „ich denke, Du hast Dich nie vor etwas gefürchtet?“

„Später nicht. Ich habe fortan stets der Schmach jener Stunde gedacht, und wenn ich daran dachte, dann fürchtete ich nichts mehr.“

12.

„Jetzt ist's genug, jetzt ist's Zeit, daß ich bete,“ sagte Chadschi-Murat, nahm aus der inneren Brusttasche seiner Tscherkeska die Uhr, die ihm Boronzow geschenkt hatte, drückte vorsichtig gegen die Sprungfeder, neigte den Kopf zu der Uhr hinab und lauschte mit kindlichem Lächeln auf ihre Schläge. Die Uhr schlug zwölf und ein Viertel darüber.

„Von meinem Freunde Boronzow, ein Gastgeschenk,“ sagte er lächelnd.

„Eine sehr schöne Uhr,“ meinte Loris-Melikow. „Bete also jetzt, ich will so lange warten.“

„Wie Du willst,“ sagte Chadschi-Murat und begab sich in sein Schlafzimmer.

Als Loris-Melikow allein war, schrieb er das, was Chadschi-Murat ihm erzählt hatte, in den Hauptzügen nieder, zündete sich dann eine Zigarette an und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Als er in die Nähe der Tür kam, die der Schlafzimmertür gegenüberlag, hörte er ein paar Stimmen, die sich in tartarischer Sprache lebhaft über irgend etwas unterhielten. Er vermutete, daß es Chadschi-Murats Muriden seien, die da drinnen sprachen, und er öffnete die Tür und ging zu ihnen hinein.

In dem Zimmer verspürte er jenen auffallenden, säuerlichen Ledergeruch, der den Bergbewohnern eigentümlich ist. Am Fenster saß auf einem über dem Fußboden gebreiteten Filzmatel in einem zerfissenen, unsauberen Beschemel der einäugige, rothhaarige Hamsalo und flocht an einem ledernen Zaumzeug. Er sprach gerade mit seiner heiseren Stimme sehr eifrig über irgend etwas, verstummte jedoch sogleich bei Loris-Melikows Eintritt und fuhr, ohne den Eintretenden irgendeiner Aufmerksamkeit zu würdigen, in seiner Arbeit fort. Ihm gegenüber stand der muntere Chan-Mahoma, zeigte lachend seine weißen Zähne und wiederholte immer wieder irgend etwas, wobei seine wimperlosen schwarzen Augen nur so blickten. Der schöne Eldar hatte die Ärmel an seinen kräftigen Armen emporgestreift und säuberte eben die Bauchgurte

an einem Sattelzeug, das an der Wand von einem Nagel herabhängt. Chanefi, der die Wirtschaft zu besorgen hatte, war nicht im Zimmer — er bereitete in der Küche das Mittagmahl.

„Darüber streitet Ihr denn?“ fragte Loris-Melikow den lustigen Chan-Mahoma, nachdem er die drei begrüßt hatte.

„Er weiß immer nur den Schamyl zu loben,“ antwortete Chan-Mahoma und schüttelte dem Adjutanten die Hand. „Er jagt, daß Schamyl ein großer Mann sei. Er sei gelehrt, und heilig, und ein Dschigit.“

„Ja — wie denn? Er hat ihn doch verlassen, und er rühmt ihn noch immer?“

„Er hat ihn verlassen — und rühmt ihn!“ bestätigte Chan-Mahoma mit blühenden Augen und grinste dabei.

„Du hältst ihn wohl auch für heilig — wie?“ fragte Loris-Melikow den Einäugigen.

„Wenn er nicht heilig wäre, würde das Volk ihm nicht gehorchen,“ versetzte Hamfalo rasch.

„Manjur war heilig, aber Schamyl ist es nicht,“ sprach Chan-Mahoma. „Das war ein wirklicher Heiliger. Als er Imam (geistliches Oberhaupt) war, war das ganze Volk ein anderes. Er ritt in den Dörfern umher, und das Volk kam zu ihm heraus, um den Gipfel seiner Tscherkessa zu küssen, und es bereute seine Sünden und schwur, nichts Böses mehr zu tun. Noch jetzt erzählen die alten Leute, wie die Menschen damals lebten — ganz wie die Heiligen, rauchten nicht, tranken nicht, ließen kein Gebet aus, verzogen einander jede Beleidigung, ließen selbst die Blutrache ruhen. Banden sie Geld oder sonstige Sachen, so banden sie das Gefundene an Stangen, die sie an den Weg stellten. Damals gab Gott dem Volke auch den Erfolg in allen Dingen, nicht so wie jetzt,“ sagte Chan-Mahoma.

„Auch jetzt wird in den Bergen nicht getrunken noch geraucht,“ meinte Hamfalo.

„Dein Schamyl ist ein Lamorej,“ sagte Chan-Mahoma, während er Loris-Melikow listig zublinzelte.

Lamorej war eine verächtliche Bezeichnung der Bergbewohner.

„Nenne ihn meinetwegen einen Lamorej,“ sagte Hamfalo.

„Ich weiß jedenfalls, daß in den Bergen die Adler wohnen.“

„Das hat er gut gesagt — ein schlagfertiger Wurschel!“ sagte Chan-Mahoma lachend, offenbar erfreut über die treffende Antwort seines Gegners.

Als er in Loris-Melikows Hand das silberne Zigarettenetui erblickte, bekam er plötzlich Lust zu rauchen und bat um eine Zigarette. Loris-Melikow sagte, es sei ihnen doch verboten, zu rauchen. Da blinzelte Chan-Mahoma mit einem Kopfnicken nach Chadschi-Murats Schlafzimmer hin und meinte, solange er es nicht sehe, könne es schon gewagt werden. Und er begann sogleich zu rauchen, wobei er den Rauch nicht tief einzog, sondern sogleich wieder in ungeschickter Weise zwischen den Lippen hervorblies.

(Fortsetzung folgt.)

## Chinesisches Leben.

Von Friß Kummer.

### Chinesische Sparsamkeit.

In der Sparsamkeit hat es der Chinese im Laufe der Jahrtausende bitteren Mangels zu einer einzig dastehenden Virtuosität gebracht, die vielleicht nur in seiner Gemügsamkeit ihresgleichen findet. Er hat die Eigenschaft, in dem geringfügigsten Ding noch Werte zu finden, die zu sammeln und zu verwenden vorteilhaft ist. Was anderwärts achlos auf den Kehrichthaufen geworfen wird, sammelt der sparsame Anierlan Mandshu, um es beim Abfallhändler oder Trödler in einige Käschstücke umzusetzen. Eisenabfälle nimmt der Exporteur, um sie ans Ausland zu verkaufen; für Sardinienschachteln und Fleischbüchsen hat der Klempner Verwendung, wenn sie im eigenen Haushalt nicht als Trinkgeschirr benützt werden sollten; Petroleumkannen lassen sich zu soliden Koffern und Kästen umodeln; für eine gebrauchte Medizinflasche zahlt eine amerikanische Firma die Riesensumme von einem Cent, d. i. zwanzig Käsch; alte Bierflaschen werden von Apothekern und Getränkefabrikanten gut bezahlt; nur einmal gekochte Teeblätter können daheim noch mandem Topf Wasser Farbe und Aroma geben; die Asche der Opiumröhre darf nicht achlos liegen bleiben, da sie einem andern, der sich frisches Opium nicht ersiehen kann, noch zur Erzeugung eines Raufches dienen kann. Nach den von Europäern abgelegten Kleidern vor allem wird eifrig gesagt. Dafür hat der Trödler hohe Preise; sie sind sehr gesucht von Leuten, die sich als moderne Gentleman zu Kleiden wünschen. Ein Chinese in europäischer Tracht ist unter seinesgleichen eine respektgebietende Persönlichkeit. Und sind diese Kleider absolut nicht mehr zur Bedeckung der körperlichen Vorzüge geeignet, dann finden sie noch als Bettdecken, Vorhänge, Bindeln oder Laufsocken Verwendung. Rechten Endes wird noch ein Bettler damit beglückt.

Die Flußbevölkerung, jene Millionen Menschen, die in elenden Dschunken auf Wasserwegen geboren werden, dort arbeiten und sterben, unterscheidet sich in Sitten, Gebräuchen und Lebensgewohnheiten wesentlich von der Landbevölkerung. Der Trieb der Sparsamkeit ist bei ihnen eher noch stärker ausgeprägt. Davon

kann man sich schon bei der Ankunft in einem chinesischen Hafen überzeugen. Die Segel ihrer Dschunken bilden zuweilen die internationalste und mannigfaltigste Lumpensammlung, die sich denken läßt. Der Rock oder das Hemd, dessen sich der fremde Matrose aus Reinlichkeitsgründen zu entledigen hat, wird, wenn es sich zum Verkauf absolut nicht eignen sollte, zur Verlängerung oder Ausbesserung der Segel verwandt. Der Strohhut, den der Passagier achlos über Bord wirft, mag andern Tages in einem „europäischen Kleiderladen“ hängen. Was immer an Speiseabfällen, Kisten, Holz und Kleidern vom Schiff herunterfliegt, wird mit langen Stöden geschickt aufgesiebt und verwertet. Die Tagesbeute der Bootskleute ist keineswegs gering. Wer abends am Hafen oder an dem Fluß entlang geht, kann auf dem Vorderdeck der Boote ziemlich hohe Haufen von allem nur erdenklichen Kram liegen sehen, von Dingen, die aufzuheben der Europäer nicht der Mühe wert halten wird, die aber für den finbigen und sparsamen Chinesen noch gewichtige Tausch- oder Gebrauchswerte darstellen.

Gewiß verdient auch der eifrigste Sammler von Abfällen täglich kaum mehr als ein paar Pennige. Das ist zwar blutwenig, genügt aber dem armen Teufel von einem Kuli zur Bestreitung des Lebensunterhalts für einen oder zwei, wenn nicht noch mehr Tagen. Wenn er sich mit seinen fargen Einkünften vor dem Verhungern zu schützen weiß, so nur dank seiner strengen Sparsamkeit, seiner fabelhaften Genügsamkeit und dank dem Vermögen, auch in dem unscheinbarsten Gegenstand noch Werte zu entdecken und sie nutzbringend zu verwenden.

Schade, daß der scharfe Blick der Chinesen nicht auch für den Schmutz und Unrat eine Verwendungsmöglichkeit entdeckt. Denn davon gibt es in seinen Städten in Fülle. In den Höfen, an den Straßenecken, Flußläusen und in den Häusern lagern hohe Haufen Schutt, die zu beseitigen niemand einfällt, ganz abgesehen von dem Schmutz, der auf der Haut oder den Kleidern mit durchs Leben getragen wird. Spülicht und Waschwasser werden, wenn sie nicht kurzerhand auf die Straße geschüttet werden, in offenen Behältern aufbewahrt und an die Bauern zur Düngung abgegeben. Die Senkgruben werden alltäglich geleert. Morgens, etwa um neun Uhr, ziehen Männer und Frauen von Haus zu Haus, um Fäkalien in ihre Töpfe, die sie an langen Stangen tragen, zu sammeln und den Bauern zu bringen. Die Leerung der Behälter wird auf offener Straße vorgenommen. Der pestartige Gestank in den Straßen läßt es den Fremden geraten erscheinen, in den Morgenstunden die Städte nur von außen zu betrachten.

Im schroffsten Gegensatz zu der Sparsamkeit des Chinesen in stofflichen Werten steht seine Verschwendung der Zeit. Zeit ist Geld — steht nicht in seinem Wörterbuch. Mit einem abgelegten Hut kann er stundenlang von einem Trödler zum andern laufen, bei jedem nach dem Angebot forschend und feilschend, ohne das Ding zu verkaufen. Erhält er eine fremde Münze als Bezahlung, so wird er von Bank zu Bank laufen in der Hoffnung, einige Käschstücke mehr zu erhalten. Der Gedanke, daß der eventuelle materielle Vorteil in gar keinem Verhältnis zu dem Verlust an Zeit steht, betrübt ihn nicht. In den paar Fabriken, die als erste Vorboten des chinesischen Industrieleates an den Küsten errichtet worden sind, wird der Chinese als meisterhafter Zeitverguder geschildert, dessen Begriffe für Stundenwerte sich mit jedem Tage immer mehr verflüchtigen. Er ziehe es vor, seine Aufmerksamkeit dem Wind und Wetter, und vor allem dem Fortgang des Uhrzeigers zuzuwenden, anstatt der Arbeit, für die er engagiert worden sei.

Das sonst an Naturschätzen reiche Land hat fast keinen Holzbestand. Wären nicht die Parkanlagen und Tempelhaine erhalten geblieben, China hätte keine nennenswerten Wälder mehr. Bauholz und Holzrohle müssen weit aus dem Norden oder Westen herbeigeschafft werden. Obwohl das Brennmaterial relativ billig ist, erlaubt es der schlanke Venkel des Chinesen nicht, es zu kaufen. Frauen und Kinder sind ständig auf der Suche nach Feuerungsmitteln. Jedes Spähndchen, das in der Straße liegen mag, wird aufgehoben, Gras und Sträucher werden, wie sie gewachsen, abgehauen und gedörrt und zum Kochen verwendet. Der Holz-mangel zwingt selbst Särge ihres beirnernen Inhalts zu entleeren und die Bretter zu häuslichen Zwecken, zu Gartenzäunen und Laufbretter (über Bäche) zu verwerten.

Ohne Zweifel spielt die Spärlichkeit des Brennmaterials bei der Auswahl der Kochgeschirre eine Rolle. Je dünner der Kessel, Pfannen und Töpfe — allesamt aus gebranntem Ton — sind, desto höher der Nubeffekt der Heizung. Gewiß bedingt die leichte Zerbrechlichkeit und schnellere Abnutzung der dünnen Geschirre eine öftere Erneuerung, aber die Kosten für den Ersatz sind am Ende doch noch geringer als das Mehr an Brennmaterial, das die solideren benötigen.

### Nahrung.

In China sollen Kochkunst und Feinschmiederei hoch entwickelt sein. Das mag für die wohlhabenden Kreise gelten, die unteren Schichten haben keinen Teil daran. Die Niedrigkeit des Einkommens zwingt die unteren Klassen zu einer Gemügsamkeit, die den letzten Proletarier Europas schaudern machen kann. Das Hauptstück der Mahlzeit des chinesischen Proletariats bildet der Reis, ein Reis ordinärster Qualität, der in blankem Wasser gesotten und ohne jede Zutat genossen wird. Können dem noch einige Broden gesalzenen oder frischen Fisches und etwas Gemüße beigelegt werden, so hat der Ertisch des Arbeiters eine feiertägliche Reichhaltigkeit erreicht. Die Portionen sind besagt

spärlich, daß nur ein Menschenschlag von der Widerstandsfähigkeit des chinesischen dabei existieren kann. Weder Salz noch Pfeffer oder Essig wird den Speisen zugefügt. Gemüse und Fische werden in Erdnußöl gebraten, wodurch ein Geschmack und ein Aroma erzeugt werden, die dem Weizen den Appetit auf einige Wochen rauben können. Anstelle von Messer und Gabel treten zwei Holzstäbchen, womit die Speise von dem in die Nähe des Mundes gehaltenen Napf auf die menschliche Speisetafel gebracht wird.

Bei den ärmeren Volksschichten kommt Fleisch kaum auf den Tisch. Deren Speisefarte setzt sich jahraus jahrein aus ordinärem Reis und süßen Kartoffeln zusammen. Die nicht ganz armen Familien halten sich ein Schwein, das nicht selten inmitten der menschlichen Hausgenossen Wohn- und Schlafstätte hat. Im Süden des Landes wird neben Schweinefleisch auch Ziegen- und Ochsenfleisch konsumiert. In vielen Gegenden werden auch Hunde, Katzen, Ratten und Schlangen verspeist. Zwar mögen die letzten vier Fleischarten noch ganz appetitlich aussehen neben den Klumpen fettigen Gwürms, das in den Straßen feilgeboten wird. Der Anblick des kriechenden Inhalts der Körbe der Händler droht den Magen zu überstürzen. Der Gedanke allein, daß solch schmieriges, schleimiges Zeug von Menschen verzehrt wird, erzeugt einen scheußlichen Ekel, einen Ekel, der aber nicht größer sein soll als der, den manche Chinesen empfinden, wenn sie zum ersten Male Limburger Käse versuchen.

**Krankheiten und Kurfußerei.**

China ist ständig von Epidemien heimgesucht; sie sind im Innern des Landes so allgemein und alltäglich, daß sie für den Eingeborenen nichts Auffälliges haben. In der Presse des Westens ist in der Regel nur erst dann etwas davon zu lesen, wenn der Würgeengel seine knöchernen Hand vor den Toren der europäischen Konzeptionen erhebt. Die Schwären am chinesischen Volkskörper, so groß sie auch sind, scheinen doch immer noch unbedeutend, gemessen an dem scheußlichen Stande der Wohnungen und der ekelhaften Unreinlichkeit der Städte, so daß man sich wundert, daß die Krankheiten nicht noch allgemeiner sind.

Städte und Häuser sind jeder sanitären Einrichtung bar. Auf dem engen, düstern, schlecht durchwärmten Raum der armen Klause drängt sich eine zahlreiche oft auch mehrere Familien. Hier wird gelacht, gegessen, gearbeitet und geschlafen. In dem einzigen Zimmer lebt alt und jung, liegen Kranke und Gesunde eng aneinander gepreßt; im trauten Verein mit den Hausgenossen verbringt das Familienmitglied seine Tage. Für die mit ansteckenden Krankheiten Behafteten ist nur in den aller-festesten Fällen ein gesondeter Raum vorhanden. Selbst die Toten werden mitunter wochen-, nein monatelang im Hause gehalten, weil der Bahrfager noch keinen, dem Seelenheil günstigen Platz gefunden hat. Den Frauen, denen durch die scheußliche Sitte des Fußbindens die Füße verkrüppelt sind, fällt das Laufen schwer und sie suchen sich jeden nicht absolut notwendigen Schritt zu sparen. Sie schleudern oft Kehricht und Spülwasser einfach durch die Tür ins Freie, wenn sie nicht vorziehen es auf den Stubenboden zu werfen. Im Hause mangelt elementarste Kei-nlichkeit und in den Gemeinden sanitäre Einrichtungen; die Medi-zin steht noch auf der Stufe, auf der sie von hundertmal ver-moderten Vorfahren gelassen wurde.

Die medizinische Fakultät Chinas zerfällt in „Doktoren“, Kurfüßer und alte Weiber. Der moderne Europäer kann, ohne zu fündigen, alle drei Kategorien der Kurfußerei zuteilen. Die Doktoren haben keinerlei Examen zu bestehen, und keine Diplome werden ihnen verabreicht. Der Sohn eines Doktors genießt besseren Ruf als der Neuling in der Kunst der Heilkünster. Man nimmt an, daß der Sprößling eines Doktors mehr Erfahrung besitzt, und er erfreut sich infolgedessen eines größeren Zuspruchs. Das Ansehen und die Kundenschaft vermehren sich nicht wenig, wenn am Schilde des Doktors geschrieben steht, daß in den drei letzten Generationen seiner Familie die Kunst des Heilens geübt worden sei.

Der Chineser ist als die geduldigste Kreatur in Gottes weitem Garten bekannt. Die Geduld wird ihn selten verlassen. Nur wenn er in der Behandlung eines Arztes ist, kann er der unaus-sprechlichen Dränger werden. Für das schöne Geld, das ihn die Kur kostet, verlangt er gleich Resultate zu sehen. Lassen diese etwas auf sich warten, so schwindet sein Vertrauen und er nimmt sich kurzerhand einen andern Doktor. Bei ernstern Krankheits-fällen kann es vorkommen, daß ein Duzend Heilkünstler gerufen wird. Und wenn der Kranke von diesen noch nicht zu Tode kuriert ist, so sieht er nicht ein, warum er nicht auch noch einige alte Weiber ihre Kunst an sich probieren lassen soll.

**Kleines feuilleton.**

**Gaußwirtschaft.**

**Bananenbrot in Deutschland.** Die außerordentliche Steigerung der Bananeneinfuhr nach Deutschland, die sich von 1908 auf 1909 mehr als verdoppelt hat und rund 15 Millionen Kilo-gramm frische Früchte ins Land bringt, läßt fast vergessen, daß die Banane auf dem bestem Wege ist, nicht nur als aromatische, frische

Frucht, sondern auch in getrocknetem Zustande als Mehl in der deutschen Volksernährung eine Rolle zu spielen. Friedrich II., der wohl der größte Verehrer der Bisangfrucht war, sparte in diesem Punkte entgegen seiner sonstigen Gewohnheit nicht und legte es in den Briefen an seine Gesandten in Italien ihnen immer ans Herz, ihn mit frischen Bananen zu versorgen, obwohl er sie fast mit Edelmetall aufwiegen mußte. Heute werden die noch unreifen Fruchtstolben als Ballast auf Dampfer ver-laden und kommen zu überaus billigem Preise auf die europäischen Märkte, wo sie kaum höher bezahlt werden als gutes einheimisches Obst. Zur Bereitung des Mehles, das übrigens schon seit langem, aber zu hohem Preise, unter dem Namen Arrow-root in den Apotheken und Drogenhandlungen zu kaufen ist, werden die unreifen Früchte, in denen die Umwandlung von Stärkemehl in Zucker noch wenig fortgeschritten ist, getrocknet und in Pulver ver-wandelt. Die ungeheure Ergiebigkeit der Bananenkultur erhebt daraus, daß ein einziger Stamm bis zu 40 Kilogramm Früchte gibt und, weil aus einer Pflanze im Jahre drei Stämme hervor-iproffen, eine einzige Pflanze im Jahre bis zu 120 Kilogramm Früchte liefern kann. Bei guter Ernte können von einem Hektar 600 Zentner Früchte geerntet werden, die 44 mal mehr Nährstoff als die Ernte eines gleich großen Kartoffelfeldes und 180 mal mehr als die Brot-frucht eines Weizenfeldes von einem Hektar Größe enthalten. Bananen-mehl ist deshalb heute schon so billig geworden, daß es in England bereits zur Brotbäckerei verwendet wird. In der Schweiz bestehen schon mehrere Fabriken zur Herstellung von Bananentafel, der viel wohlkammerender ist als Hafertafel. Auch in Deutschland sind der-artige Fabriken im Entstehen begriffen.

**Aus der Vorzeit.**

**Der neue Menschenfund in England.** Die Auf-findung eines einigermaßen vollständig erhaltenen menschlichen Skeletts zählt überhaupt zu den großen Seltenheiten und kann daher immer auf eine aufmerksame Beachtung nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch in der ganzen Kulturwelt rechnen. Der Fund aber, der zu Beginn des Jahres bei Ipswich in England gemacht worden ist, scheint noch etwas mehr zu bedeuten und ist zu einem großen Aufsehen berechtigt. Diese Reste wurden unter dem Geschlebelein der letzten Eiszeit und zum Teil eingebettet in die darunter befind-lichen Sande gefunden, das ließ von vornherein ein ungewöhnlich hohes Alter vermuten. Die Mächtigkeit des Gletscherlehms beträgt an der betreffenden Stelle fast 1 1/2 Meter. Die Hauptsache war nun die Feststellung, ob diese Schichten noch in ungestörter Lagerung wären, so daß mit Bestimmtheit angenommen werden könnte, daß sich das Skelett noch an derselben Stelle befände, wo es ur-sprünglich zur Ruhe gegangen war. Alle Sachverständigen, die den Platz besichtigt haben, sind zu dem Schluß gekommen, daß es der Fall sei, und alsdann würde also dieser Mensch älter sein, als die Ablagerung des Gletscherlehms. Dieser aber gehört an dem betreffenden Ort der Eiszeit an, die unter den verschiedenen Vorstößen des großen skandinavischen Inlandeises der stärkste ge-wesen ist. Danach würde das Skelet von Ipswich der älteste Menschenrest sein, der in England bisher überhaupt entdeckt worden ist. Jetzt hat Professor Keith das Knochengerißt sorgfältig unter-sucht und nach einem Bericht der „Nature“ nichts besonderes daran entdecken können, was einen erheblichen Unterschied von dem Körper-bau des heutigen Menschen bedingen würde. Insbesondere fehlt jede Aebulität mit dem berühmten Neandertalmenschen. Man könnte daraus schließen, daß der Mensch von Ipswich wohl doch nicht das gemutmaßte Alter besitzt. Andererseits aber würde unter Aufrechterhaltung dieser Annahme die Auffassung bestätigt werden, daß der Neandertalmensch eine eigene Rasse darstellt.

**Technisches.**

**Ebbe und Flut als Kräfteerzeuger.** Bekanntlich wird die Erscheinung von Ebbe und Flut durch die Anziehungskraft der Sonne und namentlich des Mondes hervorgerufen. Die hierbei er-zogene Kraft würde nach Berechnungen in der Nordsee allein über 60 Millionen Pferdekräfte betragen. Das Problem, diese Kräfte der Menschheit dienstbar zu gestalten, ist alt, seine Lösung aber der Neu-zeit, dem Zeitalter der Elektrizität vorbehalten geblieben. Vom Jahre 1913 ab soll die Provinz Schleswig-Holstein, insgesamt 706 Ortshäften, durch das Elektrowerk bei Pujum mit billiger Kraft versorgt werden. Mit der Vollendung des Baues kann die angewandte Wissenschaft, die Technik, den Triumph feiern, eine neue, nie veragende Kraftquelle erschlossen zu haben. Die Eindeickungsarbeiten bei der Insel Nordstrand sind bereits vollendet. Es sollen zwei enorm große Wasserbecken, ein Hochwasserbecken von 600 Hektar und ein Niederwasserbecken von 900 Hektar, geschaffen werden. Zwischen diesen beiden wird das eigentliche Kraftwerk errichtet. Durch eine äußerst sinnreiche Schleifenkonstruktion wird für ständige Wasserbewegung zwischen dem Meere und einem der beiden Becken gesorgt und diese treibt die Turbinen. Die durch die Gefälldifferenz erzeugte Kraft beträgt 5000 effektive Pferdekräfte, ihre Erzeugung durch Kohlenfeuerung würde alljährlich 700 000 M. kosten; das Elektrowerk, eine Er-findung des Ingenieurs Emil P. G. Pein, wird das gleiche mit einem Aufwande von nur 500 000 M. leisten können, es wird sich somit die Pferdekräftstunde nur auf 1,2 Pf. stellen.